

Matthias Stiehler

## **Männer und Glauben**

Vortrag im Evangelischen Gemeindezentrum Halle-Silberhöhe  
am 15. Oktober 2006

Ich bin gebeten worden, einige Gedanken zum Verhältnis von Männern und Religion darzulegen. Heute ist Männersonntag und da bietet es sich an, darüber nachzudenken, was die Spezifik männlichen Glaubens ausmacht. „Glauben Männer anders als Frauen?“ ist daher die Leitfrage für meine Ausführungen.

Gefragt worden bin ich, weil ich auf beiden Gebieten Erfahrungen habe. Ich bin seit mehreren Jahren in der Männerforschung tätig, biete gemeinsam mit Kollegen Workshops für Männer an, leite eine Männergruppe und führe Beratungen für Männer und gemeinsam mit meiner Frau auch für Paare durch. Auf der anderen Seite bin ich in meinem Grundberuf Theologe, war auch als Pfarrer tätig und habe Vorträge und Artikel zu religiösen Fragen verfasst, zuletzt im Vorfeld der Fußball-Weltmeisterschaft unter dem Titel „Fußball als Religion“. Es scheint also, als sei ich prädestiniert, mich zu „Männer und Religion“ zu äußern.

Doch so einfach ist es nicht. Glauben gehört ja zu den Bereichen des Lebens, die das Innerste berühren. Und darüber reden Männer zumeist nicht so gern. In der Wissenschaft setzen sich Frauen öfter mit der Frage auseinander, was der spezielle Beitrag von Frauen zum christlichen Glauben ist. Männer sprechen lieber vom Menschen allgemein. Es scheint mir sogar so, dass Männer in ihrer speziellen Art *als Männer* von sich selbst und von der Kirche gar nicht so in den Blick genommen werden. Ich möchte das also jetzt versuchen und ich hoffe, dass wir im Anschluss darüber ins Gespräch kommen.

### **1. Wie Männer sind**

Zu Beginn möchte ich erst einmal auf die Selbstverständlichkeit hinweisen, dass Männer keine einheitliche Gruppe sind. Die Spannbreite männlichen Verhaltens ist groß. Von „den Männern“ zu reden birgt also die Gefahr unzulässiger Verallgemeinerung. Es wird immer wieder Äußerungen geben, bei denen der eine oder andere Mann sagt: „So bin ich nicht!“. Trotzdem macht das Reden über „die Männer“ Sinn. Erstens, weil es trotz aller Unterschiede immer auch Gemeinsamkeiten gibt. Im Alltag sprechen wir ganz selbstverständlich von der Bezeichnung „Mann“. Und das ist sowohl ein biologisches Faktum als auch ein gesellschaftliches Bild. Und es bringt nicht viel, das zu leugnen.

Zweitens empfinde ich es aber auch als gut, wenn wir Männer von uns als Männern sprechen, weil wir dadurch bereit werden, unsere Eigenart, unser Selbstverständnis zum Thema zu machen. Das führt dann dazu, dass wir uns – bei aller selbstkritischen Einschätzung – auch unserer Stärken vergewissern und Solidarität entwickeln. Männer machen ja manchmal andere Männer schlecht, um selbst besser dazustehen. Mir gefällt es dagegen, wenn sich Männer gegenseitig stützen und helfen. Das Leben ist ohnehin schwer genug.

Wie also sind Männer einzuschätzen? Innerhalb von Psychologie, Soziologie und anderen Sozialwissenschaften werden Männer zumeist als mit Defiziten behaftet angesehen: Männer können nicht über sich sprechen, Männer haben keinen Kontakt zu ihren Gefühlen, Männer sind oft hilflos, wenn es um das eigene Innere geht. Besonders deutlich wird das auf dem Gebiet der Gesundheit. Männer sterben im Schnitt über sechs Jahre eher als Frauen. Und der Grund dafür wird darin gesehen, dass Männer Raubbau mit ihrem Körper betreiben, dass sie sich zu oft unter großen Leistungsstress setzen, dass sie zu sehr an die Erfüllung fremder Anforderungen denken als an ihr Wohlbefinden. Männer sind also letztlich an ihren Problemen selbst schuld.

Alle diese Einschätzungen stimmen. Da gibt es genug Untersuchungen und eigene Erfahrungen, die das belegen. Was mir an diesem Männerbild nicht gefällt ist, dass es nur Negativbeschreibungen sind. Ich habe selbst bei manchen Männerforschern den Eindruck, sie teilen die Welt ganz eindeutig in gute und schlechte Menschen. Und die guten sind zweifellos die Frauen, während die schlechten die Männer sind. Das begegnet mir selbst in der Kirche, da vielleicht nur versteckter.

Der Pfarrer Christoph Rau schreibt: „Im Rahmen des bei uns derzeit überwiegenden Männerbildes hat es Religion schwer, jedenfalls Religion im Sinne unserer biblisch-christlichen Tradition. Wenn im Mittelpunkt unserer Verkündigung und Praxis Begriffe und Werte stehen wie Liebe, Gnade, Vertrauen, Gemeinschaft, Geborgenheit, Hingabe usw., dann steht das im offensichtlichen Gegensatz zum Selbstverständnis der meisten Männer. Religion im christlich-kirchlichen Sinne passt eher zu den als typisch weiblich eingestuften Eigenschaften, ist ‚Frauensache‘.“

Da ist ein interessanter Widerspruch festzustellen: Zwar sind nach wie vor die meisten „Macher“ in den christlichen Kirchen Männer. Nicht nur das Priesteramt in der katholischen und der orthodoxen Kirche kann ausschließlich von Männern eingenommen werden. Auch in unserer evangelischen Kirche sind die Pastoren überwiegend Männer, werden kirchliche Leitungsposten nach wie vor vor allem von Männern besetzt und auch in den Kirchenvorständen sind zumeist mehr Männer als Frauen. Auf der anderen Seite werden die

Frauen als die Träger des Gemeinde*lebens* bezeichnet. In der Gemeinde, in der ich Anfang der neunziger Jahre Pfarrer war – es war im Osterzgebirge – hatte ich sieben Frauenkreise, jedoch kein vergleichbares Treffen für Männer. Auch in den Gottesdiensten waren stets mehr Frauen anwesend. Das hieß aber nicht, dass Männer nicht zur Gemeinde gehörten oder sich mit der Gemeinde nicht identifizierten. Im Gegenteil. Aber diese Männer waren in einem anderen Bereich aktiv. Sie erledigten notwendige, handfeste Arbeiten. Die Restaurierung der Kirche, Umbauten auf dem Friedhof, die Aushandlung von Pachtverträgen und anderes mehr erforderte nicht nur Zeit und Engagement, sondern war ebenso Ausdruck der Identifikation der beteiligten Männer mit ihrer Kirchengemeinde. Vielleicht liegt es also gar nicht so sehr an den Männern, dass viele Gemeindeveranstaltungen stärker von Frauen besucht werden, als mehr an den kirchlichen Botschaften, so wie Christoph Rau dies beschrieben hat. Es ist demnach die Frage, worin die Spezifik männlichen Glaubens liegt und wie wir dieser Spezifik gerecht werden können.

## **2. Männlicher Glaube**

Ich möchte noch einmal die Punkte nennen, die Christoph Rau als das Zentrum kirchlicher Verkündigung beschrieben hat: Liebe, Gnade, Vertrauen, Gemeinschaft, Geborgenheit, Hingabe. Da ließen sich sicher noch ein paar andere Merkmale aufzählen, aber die Einseitigkeit lässt sich nicht leugnen. Es geht um – wie Christoph Rau das sagt – „weibliche Tugenden“. Schaue ich jedoch in die Evangelien, dann entdecke ich im Handeln Jesu auch ganz anderes: Da sagt er zum Beispiel: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben. Niemand kommt zum Vater, denn durch mich.“ (Joh 14,6) Wir alle kennen diese Aussage aus dem Johannesevangelium. Aber nehmen wir diese Forderung in ihrem unbedingten Anspruch wirklich ernst genug? Jesus verurteilt die Ehebrecherin nicht. Aber er verlangt von ihr die Änderung ihres Lebens (Joh 8,11). Jesus heilt den Kranken am Teich Bethesda nicht durch Zauberei, sondern indem er die bohrende Frage stellt: „Willst du gesund werden?“ Und als der Kranke ausweichend antwortet, fordert er ihn auf, aufzustehen und zu gehen (Joh 5,6-8).

Diese Beispiele ließen sich beliebig fortsetzen. Was uns hier entgegentritt ist ein sehr männlicher Jesus, der Forderungen stellt, der sein Anliegen kompromisslos vertritt, der auch schon mal zur Peitsche greift. Stellen Sie sich vor, ein Mann in Ihrer Gemeinde würde so auftreten! Der amerikanische Franziskanerpater Richard Rohr spricht in diesem Zusammenhang von „harter Liebe“ und die sieht er als eine ganz zentrale männliche Eigenschaft des Glaubens. Um zu illustrieren, was er damit meint, greift er das Beispiel von Adlereltern auf, die ihre Jungen, wenn sie alt genug sind, aus dem Horst stoßen. „Männliche Energie“, so sagte er, „hat die Aufgabe, im rechten Augenblick den nötigen Tritt zu geben.“

Wenn wir also von männlichen Eigenschaften des Glaubens sprechen, dann müssen wir uns zu den von Christoph Rau genannten Eigenschaften eine jeweils ergänzende vor Augen halten. So wichtig Vertrauen ist, so sehr kann Vertrauen allein in die Irre führen. Vertrauen braucht als Ergänzung Wahrhaftigkeit. Gnade braucht Forderung, Gemeinschaft braucht die ganz individuelle Eigenverantwortung. Nur in der Spannung zwischen dem „weichen“ Charakter des Glaubens und dem „harten“ Anspruch, der ebenso zum Glauben gehört, wird Christentum lebendig.

Wenn wir vom „Glauben der Männer“ sprechen, dann meine ich jedoch nicht, dass Gnade, Vergebung, Vertrauen und Gemeinschaft für Männer keine Rolle spielen. Und umgekehrt sollte auch der Glauben von Frauen von der Suche nach Wahrhaftigkeit durchdrungen sein. Aber es gibt eben doch unterschiedliche Akzente. Und da scheint unsere Kirche zumindest in der heutigen Zeit eher eine Kirche für Frauen zu sein. Männlichkeit – im angesprochenen Sinn, nicht in alter patriarchaler Verhärtung – ist nicht gefragt.

Damit geht es der Kirche wie der Gesellschaft insgesamt. Zwar gibt es hier und da Männerarbeit, wird es auch gefordert, dass Männer weicher werden sollen und sich neuen, emotionaleren Themen öffnen sollen. Aber mit männlichen Stärken möchten Kirche und Gesellschaft nicht so viel zu tun haben. Sozialwissenschaftliche Männerforschung wird beispielsweise dort gern gesehen, wo sich Männer selbst kritisieren. Aber dort, wo Männer Forderungen an die Gesellschaft stellen, wo sie stärker als bisher als Männer wahrgenommen werden wollen, stoßen sie oft auf Granit.

Vielleicht tut sich die Kirche nicht so schwer wie die Gesamtgesellschaft, auch für Männer da zu sein und spezielle Angebote zu gestalten. Immerhin gibt es diesen Männersonntag schon seit 1948. Aber die angesprochenen männlichen Eigenschaften des Glaubens werden dabei nicht unbedingt nur gern gesehen. Um ein Beispiel zu nennen: Die volkshkirchliche Tradition unserer Kirchen beruht auf der Grundhaltung, dass Kirche für jeden da ist. Theologisch wird das beispielsweise mit dem Satz ausgedrückt, dass „Gottes Liebe jeden Menschen meint“. Dagegen lässt sich auch wenig einwenden. Doch es ist genau nur die eine Seite des christlichen Glaubens, die von Vergebung, Vertrauen, Gnade und Gemeinschaft spricht. Die andere Seite, die sich der Wahrhaftigkeit verpflichtet sieht, die uns fordert und uns auch mal eine schlaflose Nacht beschert, diese Seite wird lieber in sanften Formeln und auch diplomatischen Äußerungen der Kirchenleitungen verpackt. Die Konsequenz könnte ja sein, dass Kirche in unserem Staat dann nicht mehr so wohlgeht ist. Oder wie Richard Rohr sagt: „Wenn die Kirche mehr und mehr anfängt die Wahrheit zu sagen, dann wird es immer weniger opportun werden, Mitglied dieser Institution zu sein.“ Es ließe sich also in aller Vorsicht behaupten, dass unsere Kirche ihr Volkshkirchensein aufgeben müsste, wenn sie sich wieder stärker den „männlichen Glaubenselementen“ zuwenden würde.

### **3. Schluss**

Ich möchte zum Abschluss noch einmal betonen, dass es hier nicht um einseitige Zuschreibungen von Elementen des Glaubens an Frauen oder Männer geht. Männer brauchen auch die sogenannte „weiche“ Seite. Sie brauchen Vergebung, Gnade, Vertrauen und Gemeinschaft. Und vielen Männern fällt es heutzutage schwer, diese weiche Seite, bei der sie sich schwach fühlen und einfach nur passiv annehmen sollen, zu leben. Es ist schon eine wichtige Aufgabe für die Verwirklichung des Mannseins auch im Glauben, diese Seite in sich zu entwickeln. Mannsein heißt eben auch, schwach sein zu können und sich von Gott getragen zu fühlen.

Aber das allein reicht eben nicht. Gott fordert uns, er stellt uns ins Leben, damit wir unseren Weg gehen, das Leben gestalten und dabei lebendig sind. Eigenverantwortlich, schöpferisch, klar, selbstbewusst und wahrhaftig – das sind Eigenschaften der „starken Seite“ des Glaubens, die ich als männlich bezeichnen möchte, auch wenn hier Frauen ebenso wie Männer gefragt sind. Unsere Kirche ist gefordert, dieser starken Seite des Glaubens mehr Raum zu geben. Vielleicht sollte also zuerst gar nicht gefragt werden, wie mehr Männer in die Kirchen geholt werden können als mehr, wie Kirche männlicher werden kann.

Und mit dieser etwas provokanten These möchte ich die Diskussion eröffnen.

*Dr. Matthias Stiehler*

*Dresdner Institut für Erwachsenenbildung und Gesundheitswissenschaft e.V.*

*matthias.stiehler@dieg.org*